Interview Kaspar Villiger : "Chapeau vor diesem Volk"

Autor(en): **Seifert, Kurt / Vollenwyder, Usch / Villiger, Kaspar**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung**

Band (Jahr): **80 (2002)**

Heft 4

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-723914

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

«Chapeau vor diesem Volk»

Mit dem Bundespräsidenten Kaspar Villiger sprach die Zeitlupe über sein Amt, seine Achtung vor dem Volk, seine Zukunft – und über die Möglichkeit, mit den überschüssigen Goldreserven Gutes zu bewirken. Die Abstimmung findet voraussichtlich im kommenden Herbst statt.

VON KURT SEIFERT UND USCH VOLLENWYDER

Sie kamen als Ersatzmann in den Luzerner Grossen Rat, als Ersatzmann in den Nationalrat und als Ersatzmann in den Bundesrat: Glauben Sie an Zufall oder an Schicksal? Ich glaube eher an Zufall. Erst als ich schon in der Politik engagiert war, entwickelte sich meine weitere Zukunft nicht mehr so ganz zufällig.

Sie haben die Gelegenheiten, die sich Ihnen boten, beim Schopf gepackt? Ja. Noch als Student war ich politisch nicht besonders interessiert. Erst mit der Arbeit im Grossen Rat fand ich die Politik faszinierend – und da wuchs auch meine Begeisterung.

Diesen Schritt haben Sie nie bereut? Nein, wie sollte man bereuen, Bundesrat zu werden! Diese Chance steht eins zu vielleicht einer Million! Zudem ist mein Beruf wirklich eine der faszinierendsten vorstellbaren Tätigkeiten – wenn man eben die Begeisterung hat.

Diese Begeisterung ist Ihnen geblieben – in all den dreizehn Jahren? Natürlich gab und gibt es Zeiten oder Momente, wo mich etwas ärgert. Aber das ist in jedem Leben so. Mir gefallen die Tätigkeit, die Vielseitigkeit, die Begegnungen, die Herausforderungen, die Bedeutung in diesem Beruf: Mehr kann man nicht verlangen.

Haben Sie sich in den dreizehn Jahren verändert? Grundsätzlich habe ich mich wohl nicht sehr verändert. Doch der Erfahrungshorizont wird grösser, wird breiter. Ich wurde resistenter, gerade auch Medienkritiken gegenüber. Ich nehme immer noch alles ernst, aber vielleicht nicht mehr so tragisch. Ich bin heute ausgeglichener und gelassener als früher: Im Tal der Tränen will ich nicht verzagen und auf dem Gipfel nicht abheben.

Wie gehen Sie mit Nörgelei und negativer Kritik um? Die nerven mich schon hie und da. Ich weiss in der Zwischenzeit, dass ich nie zu einem zählbaren Resultat komme, wenn ich Nörgeleien meiden wollte. Doch wenn ich auf meinem Weg bleibe, kommt irgendwann Bewegung in den Prozess hinein, und irgendeinmal erreiche ich das Ziel. Gleichzeitig ist dieses ständige Infrage-gestellt-Werden auch eine Herausforderung: Ich muss mich selber hinterfragen, muss mich manchmal korrigieren und kann vielleicht auch etwas lernen.

Was erwarten Sie von uns, dem Volk? Ich habe vom Volk nichts zu erwarten. Ich bin für das Volk da, nicht das Volk für mich. Es ist nicht Aufgabe der Regierung, das Volk zu erziehen oder von ihm etwas zu verlangen. Ich vertrete eine freiheitliche Auffassung: Der Staat muss Rahmenbedingungen schaffen, in welchen sich Gesellschaft und Wirtschaft entfalten können. Gleichzeitig muss er für einen bestimmten Ausgleich, für eine gewisse Gerechtigkeit, für soziale Absicherungen und Infrastrukturen sorgen.

Was ist unsere besondere Stärke? Wir haben die direkte Demokratie. Sie ist zwar immer wieder umstritten und wird hinterfragt; doch ich bleibe ein grosser Verteidiger von unserem System: Ein guter Staat bietet in einer Gesellschaft mit vielen Kräften, Strömungen und Widersprüchen – und mit unseren vier Sprachen und Kulturen leben wir in einer solchen Gesellschaft – eine möglichst grosse Mitsprache und Mitentscheidungsmöglichkeit.

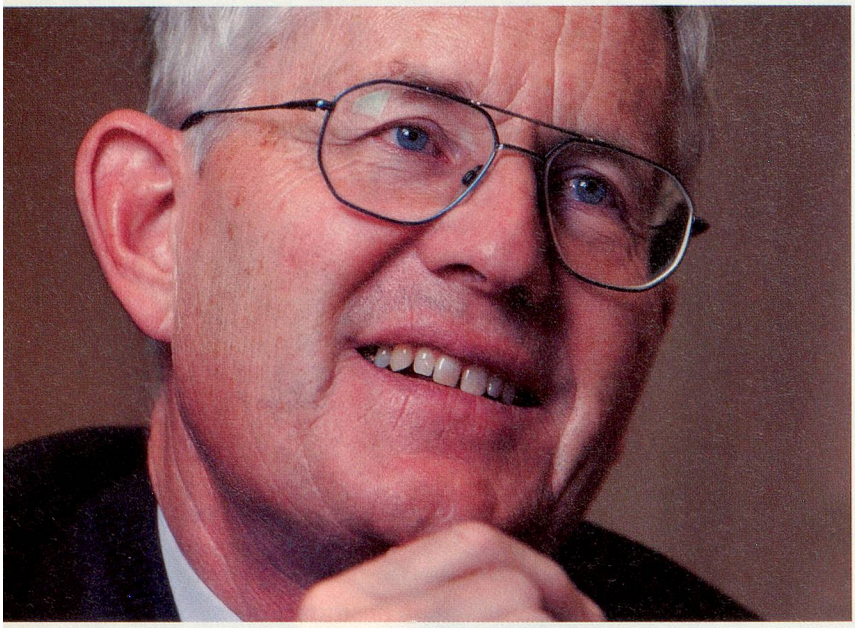
Damit weiss das Volk umzugehen? Die Geschichte beweist es: In unserem Milizsystem kann sich jeder, der will, für Wahlen zur Verfügung stellen. Der Föderalismus erlaubt den Gemeinden und den Kantonen, sich das Umfeld selber zu

KASPAR VILLIGER

Kaspar Villiger wurde am 5. Februar 1941 als jüngster Sohn der Unternehmerfamilie Villiger in Pfeffikon im Kanton Luzern geboren. An der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich studierte er Maschinenbau und übernahm nach dem Tod seines Vaters 1966 zusammen mit seinem älteren Bruder Heinrich die Zigarrenfabrik Villiger Söhne AG.

1972 begann Kaspar Villigers politische Karriere im Luzerner Grossen Rat. Zehn Jahre später wurde er FDP-Nationalrat und amtete von 1987 bis 1989 als Ständerat. 1989 wurde er als Nachfolger von Elisabeth Kopp in den Bundesrat gewählt, wo er das damalige EMD (Eidgenössisches Militärdepartement) übernahm. 1995 wechselte er ins Finanzdepartement. Im gleichen Jahr war er auch zum ersten Mal Bundespräsident. – Kaspar Villiger ist verheiratet, hat zwei erwachsene Töchter und wohnt mit seiner Frau Vera zusammen in Muri bei Bern.

PETER MOSIMANN



Wie gehen wir mit einem grossen Geldbetrag um, der uns unverhofft zugefallen ist?

gestalten. In Vernehmlassungsverfahren können alle sich zu allem äussern… In diesem Sinn ist unser altes System hochmodern. Das Volk hat schwierige Entscheide immer wieder richtig gefällt: Chapeau vor diesem Volk. Ich habe mir nie ein anderes gewünscht.

Nach diesem Jahr als Bundespräsident werden Sie – was immer Sie auch machen werden – wieder mehr Zeit haben. Worauf freuen Sie sich besonders? Ich trage gern Verantwortung. Die hält mich beweglich, fit, aufmerksam, neugierig. Der Übergang wird mir sicher nicht ganz leicht fallen, und ich werde ihn zuerst verkraften müssen. Ich treibe zwar viel Sport, ich kann auch gut allein sein, ich lese viel. Doch es wird eine Umstellung sein, ich werde meinem Alltag einen neuen Sinn geben müssen. Ich zweifle aber nicht daran, dass ich es schaffen werde.

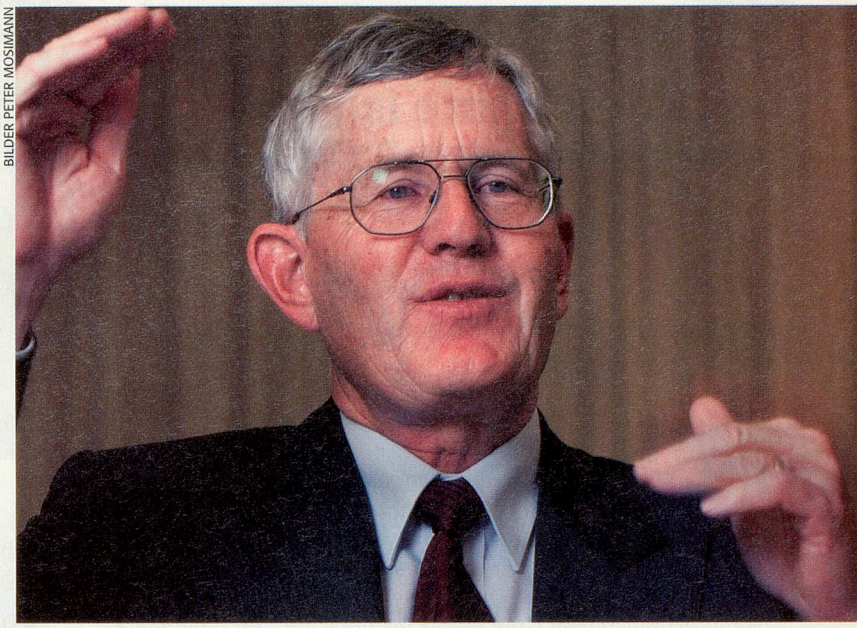
Wie erleben Sie das Älterwerden? Ich erlebe es am ehesten an der Reaktion der Töchter und beim Blick in den Spiegel. Wenn ich aber an die Lebensfreude denke: Ich hatte wahrscheinlich eine schwierigere Zeit mit 18, 19 Jahren, ich habe damals mehr hinterfragt und gezweifelt. Vielleicht erlebe ich das Alter auch eher positiv, weil es mir gesundheitlich sehr gut geht. Ich fahre heute noch mit dem Velo auf jeden Pass hinauf ohne grosse Mühe. Dafür bin ich dankbar. Als Sprung in einen neuen Lebensabschnitt erlebte ich nicht meinen fünfzigsten und auch nicht meinen sechzigsten Geburtstag, sondern meinen dreissigsten.

Welche Bilanz möchten Sie am Ende dieses Jahres, vielleicht auch am Ende Ihrer Berufszeit ziehen können? Ich bin nicht Bundesrat geworden, um mich selber zu verwirklichen. Ich arbeite sehr aufgabenorientiert. So heisst mein Ziel: Ich möchte ein Quäntchen dazu beizutragen, dass das Land auch in einem veränderten Umfeld eine erfolgreiche Zukunft hat.

Ein wichtiges Geschäft in Ihrem Präsidialjahr wird die Verteilung der überschüssigen Goldreserven der Nationalbank sein. Weshalb benötigt unser Land einen Teil seines Goldvorrates nicht mehr? Früher wurde die Währungsstabilität durch die Goldreserven der Nationalbank gesichert. Heute benötigen die Notenbanken immer noch gewisse Reserven, aber nicht alle in Gold. Dieses Metall besitzt bekanntlich einen mythischen Charakter: Wo Gold ist, herrscht auch Solidität. Deshalb hatte die Schweiz sehr viel Gold angehäuft – pro Kopf viel mehr als alle umliegenden europäischen Länder. Eine von mir eingesetzte Expertengruppe kam zum Ergebnis, dass auch die Hälfte der vorhandenen Vorräte genügen würde, um die Vertrauensfunktion des Goldes sicherzustellen.

Deshalb hat der Ständerat vorgeschlagen, je ein Drittel des Überschusses solle den Kantonen, der AHV und der Solidaritätsstiftung zur Verfügung gestellt werden. Was halten Sie von dieser Idee? Der Bundesrat war von Anfang an der Meinung, ein gewisser Teil der Goldreserven solle für etwas Besonderes genutzt werden, für etwas, das unserem Land langfristig dient. Ein guter Drittel der Goldreserven sollte für die Solidaritätsstiftung eingesetzt werden. Für die Verwendung der übrigen, nicht mehr benötigten Reserven hatten wir verschiedene Vorschläge in die Vernehmlassung gegeben: Das Ergebnis war total kontrovers! Ich habe es deshalb sehr begrüsst, dass die ständerätliche Kommission ein Konzept ausgearbeitet hat, zu dem schliesslich alle – ausser der SVP – Ja sagen konnten. Mir scheint dieses Konzept überzeugend und klar: Wir geben das Goldvermögen nicht aus, sondern bewahren seine Substanz während mindestens dreissig Jahren. Danach kann die nächste Generation wieder neu darüber entscheiden. Wir nutzen nur die Zinsen. Diese dritteln wir. Wir machen etwas für die Zukunft: das ist die Stiftung. Wir machen etwas für die ältere Generation: das ist der Beitrag an die AHV. Und wir überlassen einen Drittel der Erträge den Kantonen. Sie haben heute nach Verfassung ein Anrecht auf zwei Drittel der Ausschüttungen der Nationalbank und sollen deshalb nicht leer ausgehen. Die jetzt vorliegende Drittelslösung scheint mir fair und ausgewogen. Auch der Nationalrat hat sie unterstützt.

Die SVP lehnt die Solidaritätsstiftung ab und hat deshalb auch die so genannte Goldinitiative lanciert. Ginge es nach ihr, würden alle überschüssigen Goldreserven zur Finanzierung der AHV verwendet. Was spricht aus Ihrer Sicht gegen die Initiative? Die Frage lautet für mich: Wie gehen wir mit einem grossen Geldbetrag um, der uns unverhofft zugefallen ist und über den wir jetzt verfügen können? Wollen wir alles nur für uns behalten? Könnten wir es uns nicht auch leisten, einen Teil davon für etwas Besonderes, für ein



BILDER PETER MOSIMANN

Die Bekämpfung von Armut und Gewalt ist eine Aufgabe, der wir uns stellen müssen.

bleibendes, humanitäres Werk zu verwenden? Ich bin ganz klar der Meinung, dass uns die Gründung dieser Stiftung gut anstehen würde. Es zwingt uns niemand dazu – jeder Bürger und jede Bürgerin kann frei an der Urne darüber entscheiden. Deshalb finde ich es schade, dass die Goldinitiative fordert, alles für uns zu verwenden. Es ist bestimmt eine gute Sache, die AHV zu stärken. Aber die Schweiz hat auch noch andere, wichtige Anliegen, die berücksichtigt werden sollten. Auch muss man klar die Grössenordnung sehen: Selbst wenn wir den gesamten Goldbestand der Nationalbank auflösen würden, könnten wir die AHV lediglich acht Monate lang finanzieren. Die Finanzierung der AHV muss langfristig gesichert werden und darf nicht von Zufällen oder von einer Pflästerlipolitik abhängig sein. Die Initiative hat einen weiteren entscheidenden Pferdefuss: Sie verknüpft die Altersvorsorge und die Geldpolitik. Hier werden Äpfel und Birnen durcheinander geworfen. Das könnte die Unabhängigkeit der Nationalbank gefährden und den Finanzplatz Schweiz schwächen, weil es auch künftige Rückgriffe auf die Reserven der Nationalbank ermöglicht.

Der Kernpunkt der vorgeschlagenen Lösung ist die Solidaritätsstiftung. Die Idee dafür wurde bereits vor fünf Jahren lanciert und nach längerem Zögern des Bundesrates liegt nun ein Konzept vor. Was überzeugt Sie heute persönlich an der Stiftung und weshalb wollen Sie sich dafür einsetzen? Es lohnt sich, in die Grundwerte zu investieren, die für unser Land wichtig sind. Das hat jede Generation getan. Ohne Solidarität und Gemeinsinn gibt es langfristig keine Schweiz. Die Bekämpfung von Armut und Gewalt ist eine wichtige Aufgabe, der wir uns immer wieder neu stellen müssen. Mich überzeugt vor allem die Zukunftsorientierung der Stiftung. Sie wird beispielsweise dadurch bekräftigt, dass auch jüngere Leute im Stiftungsrat vertreten sein werden – ohne dass die Stiftung dadurch nur zu einem Werk für die Jungen würde. Der Stiftungszweck ist sehr breit und auf viele Jahre hin angelegt. Heute, nach fünf Jahren, können wir die Stiftung nüchterner betrachten. Die emotionale Belastung hat abgenommen. Jeder wird sehen, dass das jetzige Konzept der Stiftung nichts damit zu tun hat, irgendwelche Schuld abzutragen oder Wiedergutmachung zu leisten. Aber wir stehen dazu, dass die Stiftungsidee in einer Zeit entstanden ist, in der wir über die Rolle unseres Landes nachgedacht haben. Diese Zeit ist gerade für ältere Menschen schmerzlich gewesen, weil sie plötzlich das Gefühl hatten, dass ihre grosse Leistung während der Kriegsjahre nicht mehr geachtet würde. Ich bin der Meinung: Wenn man zu den Schattenseiten steht, stellt man das Gute nicht in Frage. Und ich bin überzeugt, dass uns dieses Nachdenken über die eigene Geschichte stärker gemacht hat.

Die emotionale Belastung, die Sie erwähnten, hing mit der damaligen Debatte um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg zusammen – beispielsweise mit der Kritik an der Zurückweisung jüdischer Flüchtlinge an Schweizer Grenzen. Die Stiftung sollte nicht zuletzt das Angedenken an jene hochhalten, «die vor 50 Jahren unsäglich gelitten haben», wie der damalige Bundespräsident Arnold Koller im März 1997 erklärte. Besteht jetzt nicht die Gefahr, dass in Vergessenheit gerät, was der Anstoss zur Solidaritätsstiftung war? Der beste Beitrag des Angedenkens an das Geschehen des Zweiten Weltkriegs ist ein Beitrag dazu, dass so etwas nicht mehr geschehen kann. Auch jemand, der mit der Entstehungsgeschichte Mühe hat, wird heute Ja sagen können zur Stiftung. Eine Investition in die Solidarität hat noch nie geschadet. Sie ist schliesslich ein Grundpfeiler unseres Landes. Das weiss ganz besonders die ältere Generation.

Die Stiftung ist also Ausdruck eines Konsens. Wir wissen zwar, unter welchen Vorzeichen die Idee entstanden ist. Doch unabhängig davon, wie wir zu diesen Vorzeichen stehen: Jetzt schauen wir nach vorn. – Verstehen wir Sie so richtig? Genau! In vielen Gegenden der Welt gibt es Gesellschaften, die keine Perspektive mehr haben. Dort entstehen Migrationsbewegungen, dort entsteht auch Terrorismus. Wenn wir nicht etwas gegen die Armut unternehmen und nichts zum Zusammenhalt unseres Landes tun, verpassen wir etwas Wichtiges. Die Stiftung wird sicher keine Wunder bewirken, aber sie kann wirksame Beiträge leisten, damit vor allem auch junge Menschen eine lebenswerte Zukunft vor sich haben. Das halte ich für etwas Gutes! Und ich glaube, dass es gerechtfertigt ist, dafür einen Teil unserer nicht mehr benötigten Goldreserven einzusetzen. ■

Anmerkung der Redaktion: Das Interview mit dem Bundespräsidenten fand vor der Frühjahrssession statt.